

## Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß

Brockmeier, Jens

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brockmeier, J. (1999). Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß. *Journal für Psychologie*, 7(1), 22-42.  
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28767>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

## Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird das, was wir für gewöhnlich »autobiographisches Erinnern« nennen, als ein Prozeß untersucht, in dem Menschen ihre Lebensgeschichte als einen mehr oder weniger kohärenten narrativen Zusammenhang gestalten. Diese Sicht hat in den letzten Jahren verbreitete Zustimmung gefunden; hier soll sie dahingehend zugespitzt werden, daß der »autobiographische Prozeß« als ein Geschehen betrachtet wird, in dem der Bedeutungs- und Sinnzusammenhang eines Lebens überhaupt erst erschaffen wird. In diesem Sinne wird auch menschliche Identität als etwas verstanden, das erst im narrativen Modus Gestalt gewinnt: jene Gestalt, die sich ein Individuum, im diskursiven Wechselspiel mit den realen und imaginierten Adressaten seiner Erzählung, in Form seiner Lebensgeschichte gibt.

Ich möchte diesen Gedanken anhand verschiedener Fallbeispiele diskutieren und dabei drei weitere Thesen vorstellen. Die erste These besagt, daß sich keine klare Trennlinie zwischen Narration und Leben ziehen läßt; die zweite, daß ein Leben immer eine Mehrzahl wirklicher und möglicher Lebensgeschichten beinhaltet; die dritte, daß ein besonderer Diskurseffekt der narrativen Konstruktion des Lebens darin besteht, den eigenen Konstruktionscharakter zu tilgen. Ich nenne dies den »Realitätseffekt« des autobiographischen Erzählens und werde genauer beleuchten, wie er entsteht.<sup>1</sup>

## DER AUTOBIOGRAPHISCHE PROZESS

Lange Zeit gab es nur einen kleinen Kreis von auf besondere Weise Betroffenen, die sich mit den Problemen des autobiographischen Erinnerns und Erzählens beschäftigten. Da waren vor allem jene älteren Damen und Herren, die ihr »gelebtes Leben« in der Annahme oder Hoffnung auf seine Bedeutung in einer mehr oder weniger abgeklärten Rückschau noch einmal Revue pas-

sieren lassen wollten. Und da waren einige vor allem theoretisch Interessierte, etwa in der Geschichtswissenschaft, die aus der so entstandenen Erinnerungsliteratur, insbesondere, wenn es sich dabei um Autobiographien oder Memoiren von Staatsmännern, Militärs und Hochverrätern handelte, zu erfahren suchten, wie es sich »wirklich« zugetragen hatte. Hinzu kamen die Literatur- und Kunstwissenschaften, die in diesen Kreis auch noch die Künstler und Künstlerinnen mit einbezogen - in der Hoffnung, aus deren Lebenserinnerungen auf ähnliche Weise Aufschluß zu gewinnen über ihr Werk und dessen biographische Motive oder Geheimnisse.

Wenn sich nun seit einiger Zeit ein neues und darüber hinausgehendes Interesse an Autobiographie und Biographie feststellen läßt, dann ebenfalls in einem zweifachen, sowohl lebenspraktischen wie theoretischen Sinn. Auf der einen Seite erfreuen sich autobiographische und biographische Literatur einer ständig wachsenden öffentlichen Aufmerksamkeit. Nie zuvor hat es eine derartige Nachfrage nach Lebenserinnerungen wie überhaupt nach Lebensgeschichten gegeben und nie zuvor ein derartiges Angebot. Nie zuvor ist das Leben so vieler Menschen aus fast allen sozialen Bereichen, aller Bildungsniveaus und Altersstufen beschrieben worden, sei es von ihnen selbst oder von anderen. Kulturtheoretiker haben hierin nicht allein ein quantitatives Phänomen, sondern eine neue soziokulturelle Entwicklung in postmodernen Gesellschaften gesehen. In Abwandlung eines Begriffs von Folkenflik (1993) könnte man von der Entstehung einer Kultur des autobiographierten Lebens sprechen, einer Kultur, deren Entwicklung, wie es scheint, noch längst nicht abgeschlossen ist.

Dem zur Seite tritt ein neuartiges theoretisches Interesse an biographischen und autobiographischen Erinnerungserzählungen.

Sozial- und Kulturwissenschaften, Philosophie und Psychologie haben Lebensgeschichten als einen neuen Untersuchungsgegenstand entdeckt. Ein neues Forschungsterrain mit neuen transdisziplinären Verbindungen und entsprechenden akademisch-institutionellen Ausdifferenzierungen - Fachzeitschriften, Gesellschaften, Kongresse etc. - bildet sich heraus. Was diese so vielgestaltige Autobiographieforschung verfolgt, geht in mehrfacher Hinsicht sowohl über die herkömmliche historiographische und sozialwissenschaftliche Frage »Was geschah im Leben eines Menschen?« als auch über die erzähltheoretische Frage »Wie wird es sprachlich dargestellt?« hinaus.

So spielt bei diesem neuen Interesse am autobiographischen Erzählen - ein Erzählen, das sich keineswegs auf die herkömmliche Großform der Autobiographie (einschließlich »Memoiren«, »Lebenserinnerungen«, etc.) beschränkt, sondern in einer Vielzahl von alltäglichen Anwendungszusammenhängen stattfindet - die literaturwissenschaftliche und linguistische Erzähl- und Textforschung auch eher die Rolle eines Hilfsmittels. Das Ziel ist letztlich, etwas anderes als allein die literarisch-textuelle Form von Lebenserinnerungen zu untersuchen oder ihren sozialen und historischen Informationsgehalt herauszuarbeiten. Dieses andere könnte man mit einer Formulierung Bruners (1993) den »autobiographischen Prozeß« nennen. Damit ist jenes Geschehen gemeint, in dem Menschen ihre Lebensgeschichte im Prozeß der Narration ordnen und sie dabei als einen mehr oder weniger kohärenten Zusammenhang gestalten. Diese Auffassung ist in der Folge der »narrativen Wende« in den Sozial- und Geisteswissenschaften mittlerweile recht verbreitet; auch in der deutschsprachigen Diskussion hat ihre Rezeption begonnen (vgl. etwa Straub 1998; Kraus 1996).

Doch man kann den autobiographischen Prozeß noch in einem anderen Licht sehen, und diese, wie ich denke, erheblich weitge-

hendere Sichtweise soll im folgenden im Mittelpunkt stehen. Was dabei deutlich wird, ist ein Prozeß, in dem wir unser Leben als einen kohärenten Bedeutungs- und Sinnzusammenhang überhaupt erst erschaffen.

Dabei tritt ein weiterer wichtiger Aspekt dieses Prozesses in den Vordergrund, nämlich sein unabschließbarer Charakter. Autobiographisches Erinnern ist etwas prinzipiell Offenes und Provisorisches. Man hat keine Lebensgeschichte, sondern verfaßt sie immer wieder aufs neue. Sie ist wie eines jener Sprachgebilde, die Brecht mit Schneebällen verglich: Man kann sie nicht aufbewahren, sondern muß sie bei Bedarf jedesmal wieder neu formen. Auch aus diesem Grund läßt sich der autobiographische Prozeß als eine Art Schreiben und Umschreiben eines Textes betrachten - eines Textes, verstanden sowohl im Sinne des philosophischen und sprachwissenschaftlichen Dekonstruktivismus wie der semiotischen Texttheorie.

Was in einer solchen narrativen Konstruktion der erinnerten Lebensgeschichte, des »Lebenstextes«, entsteht, ist, wie ich meine, nichts anderes als die Identität eines Menschen. Identität, darunter verstehe ich die Vorstellung, die wir uns von unserem Ich oder Selbst machen, sofern es im Rahmen einer größeren Zeitspanne gesehen wird. Identität ist das Selbst in der Zeit, wobei allerdings nur allzu häufig schon der Begriff der Identität die Annahme nahelegt, es handle sich dabei um etwas, das durch die Veränderungen in der Zeit hindurch mit sich gleich, eben identisch bleibt. Demgegenüber wird in dem dargelegten Sinn personale Identität nicht als etwas Vorgefundenes oder Vorgegebenes unterstellt, das der lebensgeschichtlichen Entwicklung wie eine Art Substanz zugrunde liegt. Identität erweist sich vielmehr als etwas, das sich im Prozeß des Erzählens erst herausbildet. Erst im narrativen Modus gewinnt es Gestalt: jene Gestalt, die sich ein Individuum - im diskursiven Wechselspiel mit realen und

imaginierten Adressaten und »Miterzählern« seiner Erzählung - in Form seiner Lebensgeschichte gibt.

Identität entsteht also in einem autobiographischen Prozeß, in dem Erinnerung und Erzählung unauflösbar verwoben sind. Sie nimmt Gestalt an, indem wir unseren Erinnerungen, Erfahrungen, Absichten, Ängsten und Hoffnungen eine Form verleihen, sie zu ordnen und zu rekonstruieren suchen: etwas, das wir tun, solange wir leben. Im autobiographischen Prozeß, und dies ist ein weiteres Moment, das in der neueren Literatur betont wird, geht es also um ein Interpretieren und Reinterpretieren. Und das ist nicht nur metaphorisch gemeint. Die Erinnerungs-Konstruktionen des Lebens erfolgen nach den gleichen Prinzipien, die alle Formen der Interpretation bestimmen: Sie hängen ab von unseren Intentionen, von den Konventionen, denen unsere Interpretationen jeweils unterliegen, und von den Bedeutungen, die uns unsere Kultur und insbesondere der Gebrauch unserer Sprache vorgeben. Das aber heißt auch, daß Interpretation und Reinterpretation keineswegs willkürlich oder nach subjektivem Belieben erfolgen.

In dem Maße, wie die Geschichte des Lebens anders oder neu erzählt wird, also neu interpretiert und mit neuen Bedeutungen versehen wird, verändert sich auch die Gestalt, die ein Individuum sich gibt, seine Identität. So gesehen müssen wir im Leben eines Menschen nicht von einer einzigen, sondern von einer Vielzahl solcher Gestalten ausgehen, so wie es eine Vielzahl von Lesarten eines Textes und eine Vielzahl von Lebensgeschichten in einem Leben gibt. Diese verteilen sich übrigens nicht nur auf verschiedene Zeit- und Lebensabschnitte, sondern treten auch innerhalb ein und desselben Abschnitts auf. Verteilt auf verschiedene Erzählformen und Anwendungskontexte existieren sie nebeneinander, nicht selten in ein und derselben Erzählung, gar in Konkurrenz zueinander. Etwa als Vorstellungen davon, wie das Ich einer meiner ima-

ginären Autobiographien hätte sein können oder wie es vielleicht sogar noch werden kann, wenn ich meine Vergangenheit eines Tages in einem anderen Licht betrachte.

Zur Identität eines Menschen gehört also allemal eine Vielzahl möglicher Identitäten. Und dies nicht nur, wie verschiedentlich betont worden ist (Albright 1995; Eco 1994; Harré 1993), in der psychopathologischen Bedeutung von multiplen Identitäten oder eines plural gespaltenen Selbst, sondern auch im Sinne »normaler« narrativer Diskursfiguren: Figuren der Dissoziation, die in einem gleichsam existentiellen Sinne in die autobiographischen Texte unserer Kultur eingeschrieben sind (vgl. Brockmeier 1998). Wer immer über sich und sein Leben erzählt, spricht nicht nur von einem Leben, spricht von sich nicht nur in der Einzahl. So, wie die erste Person Plural in verschiedenen Sprachen gelegentlich für die Einzahl gebraucht wird, etwa wenn eine Königin, ein Papst oder ein Wissenschaftler spricht, so steht in autobiographischen Erzählungen die erste Person Singular zumeist für eine Vielzahl. Hören wir genau hin, wenn jemand von seinem Leben erzählt, so geht es selten allein um das, was jemand ist, sondern in der Regel auch um das, was jemand nicht ist und auf keinen Fall sein will; wir erfahren, was man gerne gewesen oder geworden wäre oder noch werden möchte, was der Vater lieber gesehen hätte, was man aufgab, was man verpaßte und erträumte.

### **GESTALTEN DER KOHÄRENZ**

Doch vollzieht sich der autobiographische Prozeß nicht nur als ein ständiges In-Frage-Stellen, Neu-Entwerfen und Durchspielen möglicher (oder unmöglicher), versäumter oder erhoffter Lebensoptionen. Er ist nicht nur ein Öffnen, sondern auch ein Abschließen und Verfestigen, ein Verdichten der Vielfalt zu einer bestimmten Einheit, und sei es auch nur die Einheit einer vorübergehenden »Konfiguration«, wie Polkinghorne (1988) es nennt. Bamberg (1999) be-



schreibt in seinem Beitrag in diesem Heft diese Diskursfigur als das Öffnen und Schließen eines sprachlichen Rahmens. Um dieses Bild ein wenig weiterzuzeichnen, so könnte man von einer Lebensgeschichte als von einem Rahmen sprechen, der dem, was wir Identität nennen, für einen Moment Stabilität, ja überhaupt erst Existenz zu verleihen scheint.

Fast alle Muster und Modelle, von denen sich Menschen in ihrer Lebensgeschichte leiten lassen, sind Bestandteile eines vorgegebenen kulturellen Kanons. Bruner (1993, 39) spricht von »Instrumenten kultureller Stabilität«. Diese Instrumente sichern unseren Vorstellungen personaler Identität eine angesichts des kontinuierlichen sozialen und historischen Wandels erstaunliche Kontinuität. Sie definieren auch mögliche Plastizität, also das, was sich verändert und wie es sich verändert.<sup>2</sup>

Im Anschluß an Foucault ließe sich angesichts dieses Kanons autobiographischer Modelle von einer kulturellen Episteme sprechen, die wie ein historisches Apriori den Horizont dessen absteckt, was als »Mensch« überhaupt denkbar ist. Die Selbst-Konstruktionen, die in den narrativen und diskursiven Formen des autobiographischen Erzählens wie in anderen Formen der Selbstthematization - etwa dem politischen oder religiösen Geständnis, der Beichte, dem Bekenntnis, dem Tagebuch oder dem formalen, chronologischen Lebenslauf - (vgl. Hahn und Kapp 1987) stattfinden, wären mithin als Elemente einer solchen kulturellen Episteme zu verstehen. So gesehen tragen die Modelle menschlichen Lebens und personaler Identität, die ein bestimmtes historisches Repertoire autobiographischer Formen beinhaltet, also auch in einem restriktiven Sinne zur kulturellen Definition des Individuum bei.

Wie eng der autobiographische Prozeß mit dem kulturellen Geschehen der Welt, in der wir leben, verknüpft ist, wird immer dann besonders offenkundig, wenn diese Welt sich einschneidend ändert. So, wenn bei-

spielsweise nach politischen Umbrüchen oder Revolutionen ihre Geschichte neu verfaßt wird, wie es etwa in Deutschland nach 1871, 1918, 1933, 1945 und (insbesondere in Ostdeutschland) nach 1989 der Fall war. So, wie jeweils von einem neuen Ausgangspunkt die entsprechende »Vorgeschichte« neu geschrieben wurde (bis hin zum buchstäblichen Umschreiben der Geschichtsbücher, einschließlich der Kunst-, Musik-, Literatur- und anderer Geschichten), so wurden jeweils auch die Autobiographien von Millionen von Menschen »umgeschrieben«, und zwar von ihnen selbst. Millionen von Lebensgeschichten erscheinen dann auf einmal in einem neuen Licht, in dem sie neu interpretiert und in der einen oder anderen Form in Einklang gebracht werden mit dem neuen kulturellen Kanon. Diese Erfahrungen, so möchte man denken, haben insbesondere Deutschland zu einem überreich ausgestatteten Experimentallabor zur Erforschung des autobiographischen Prozesses werden lassen.

Doch damit greife ich vor. Zunächst kommt es mir darauf an, die Vorstellung deutlich zu machen, daß es sich bei lebensgeschichtlichen Erzählungen keineswegs um ein mehr oder weniger getreues Nacherzählen der Vergangenheit oder um ein mehr oder weniger richtiges Sich-Erinnern handelt. Es geht nicht primär um das, was war, sondern um das, was im autobiographischen Prozeß daraus gemacht wird. Was so Kontur gewinnt, ist eine narrative Figur, man könnte sie auch eine Gestalt der Kohärenz nennen, die wir unser »Leben«, unser »Selbst«, unser »Ich« oder unsere »Identität« nennen - je nachdem, in welchem intellektuellen und kulturellen Koordinatensystem wir uns befinden.

Wenn ich nun einige Eigenarten des autobiographischen Prozesses genauer betrachte, möchte ich dies unter einem Gesichtspunkt tun, der Anlaß zu vielen Kontroversen gegeben hat und immer wieder gibt. Dies ist die Frage nach der Wahrheit, genauer, nach dem Wahrheits- oder Realitätsgehalt

autobiographischen Erzählens. Es scheint, als ob schon der Gestus lebensgeschichtlichen Erinnerns diese Frage immer wieder aufs neue evoziert, eine Frage, die ihrerseits untrennbar scheint von der nach dem Verhältnis von Wahrheit und Fiktion, das sich wiederum je nach Lesart auch als Verhältnis von Wahrheit und Dichtung oder Wahrheit und (Selbst-)Lüge darstellt.<sup>3</sup>

### DER REALITÄTSEFFEKT DES AUTOBIOGRAPHISCHEN ERZÄHLENS

Ich möchte meine Sicht in Form von drei Thesen darlegen. Zum ersten halte ich es für schwierig, ja letztlich unmöglich, eine klare Trennlinie zwischen Narration und Leben zu ziehen - genauer, zwischen der narrativen Konstruktion einer Lebensgeschichte (also dem, worauf Begriffe wie »Autobiographie« oder »autobiographische Erinnerung« abzielen) und dem, was als das »wirkliche« Leben eines Menschen unterstellt wird (hier wird oft der Begriff des »Lebenslaufs« benutzt), also jenes vermeintlicherweise tatsächliche Leben, das zuweilen auch das »gelebte« oder »erlebte Leben« genannt wird. Es sind sowohl psychologische, erzähltheoretische wie philosophisch-erkenntnistheoretische Gründe, die im Fall der Lebensgeschichte und des autobiographischen Gedächtnisses gegen das herkömmliche Repräsentationsmodell sprechen (vgl. Brockmeier 1999), auch wenn es scheint, daß dies gerade hier am weitesten verbreitet ist. Nach diesem Modell kommt es der Sprache zu, und das heißt hier, der erzählenden Sprache autobiographischer Erinnerung, eine außer- oder vorsprachliche Wirklichkeit darzustellen. In diesem Fall ist dies die Wirklichkeit des »gelebten Lebens«, der »erlebten Lebensgeschichte« oder der im Gedächtnis gespeicherten Lebenserinnerungen. Ich glaube, daß dieses Repräsentationsmodell der Sprache mit dem Verständnis von Wahrheit, um das es in den Diskussionen um autobiographisches Erzählen so häufig geht, aufs engste verbunden ist. Meine zweite These ergibt

sich als eine Konsequenz der ersten. In dem Maße, in dem die Vorstellung von autobiographischem Erzählen als der Darstellung oder Re-Präsentation eines faktisch vorgegebenen Lebensgeschehens (oder Erlebensgeschehens) fragwürdig erscheint, ist es abwegig, von einer einzigen, erschöpfenden und in diesem Sinne wahren oder richtigen Lebensgeschichte auszugehen. Ein Leben beinhaltet, wie gesagt, immer eine Mehrzahl wirklicher und möglicher Lebensgeschichten, so wie zur menschlichen Identität eine Mehrzahl (wirklicher und möglicher) Identitätsprojekte gehört.

Freilich ist es nicht schwer, in den meisten autobiographischen Diskursen die angesprochene Repräsentationsvorstellung in der einen oder anderen Form ausfindig zu machen, und zwar mit verblüffender Selbstverständlichkeit. Wie erklärt sich dieser seltsame Common sense? Warum handelt es sich hier um eine so weit verbreitete Überzeugung, zumindest aber um eine stillschweigende Hintergrundannahme, auf die man stößt, wann immer Menschen von sich und ihrem Leben erzählen, und die einem auch dann begegnet, wenn diese Erzählungen gehört, gelesen, gesehen oder gar theoretisch-wissenschaftlich untersucht werden (vgl. Brockmeier & Harré 1997)?

Ich vermute, und damit komme ich zu meiner dritten These, daß ein besonderer Effekt der narrativen Konstruktion des Lebens gerade darin besteht, eben diese Überzeugung hervorzurufen. Die Überzeugung nämlich, daß etwa eine nachvollziehbare und plausible Lebensgeschichte nur sprachlicher Ausdruck der Wirklichkeit des gelebten oder erlebten Lebens ist, einer außersprachlichen, »tatsächlichen« Lebenswirklichkeit also, die in der Erzählung nur repräsentiert wird, so, wie sie im autobiographischen Gedächtnis nur gespeichert und aufbewahrt wird. Die Lebensgeschichte erscheint demnach als Fortsetzung, ja als Konsequenz eines plausiblen Lebenslaufs und eben nicht als Ergebnis des autobiogra-

phischen Prozesses, der in einer bestimmten diskursiven Situation stattfindet. Wie geschieht diese eigenartige Aufhebung und Tilgung des Konstruktionscharakters der autobiographischen Erzählung?

Wird eine Lebensgeschichte erzählt (oder auch nur ein Ausschnitt oder Fragment davon), so werden bestimmte sprachliche - rhetorische, narrative und diskursive - Konventionen befolgt. Dies gilt für jede Geschichte. Erst diese Konventionen oder Regeln machen aus Worten und Sätzen eine Erzählung und nicht etwa ein Gedicht, eine Gebrauchsanweisung oder einen Nachrichtentext. Welcher Gattung oder welchem Kontext ein Text - mündlich oder schriftlich, sprachlich oder nicht-sprachlich - zugerechnet wird, ist oft entscheidend dafür, wie er verstanden wird, oder auch, wie er verstanden werden will, was nicht immer dasselbe ist. Manchmal genügen kleinste »Markierungen«, wie die Linguisten sagen, die den gleichen Wortlaut unterschiedlichen Genres zuordnen und etwa eine Liebeserklärung von einem Werbetext oder einer Parodie abgrenzen.

Im Fall des autobiographischen Erzählens wird durch diese textuellen und paratextuellen (gewissermaßen das Äußere des Texte betreffenden) Konventionen nun der Eindruck hervorgerufen, daß es sich weniger um eine Erzählung, sondern vielmehr um einen realistischen oder naturalistischen Bericht handelt, eher, um in herkömmlichen Gattungsbegriffen zu sprechen, um ein Dokument als Fiktion. Ein Dokument wird üblicherweise als etwas verstanden, das von faktischen Begebenheiten handelt; es referiert auf etwas, das existiert und überprüfbar ist. Der literarischen Fiktion billigen wir hingegen von vornherein zu, daß sie dies kann, aber nicht muß. Nach der autobiographischen Konvention, also den Diskursregeln, die uns bestimmte Äußerungen dem Erzählgenre »autobiographische Erinnerungen« zuordnen lassen, verstehen wir das Ergebnis dieses Erinnerungserzählens als ein lebensgeschichtliches Dokument, in

dem es um ein mehr oder weniger wahres oder richtiges Berichten des tatsächlich gelebten oder erlebten Lebens geht.

Wie ein Gattungsmerkmal scheint einer autobiographischen Geschichte ein Authentizitätsanspruch und somit auch ein Wahrheitsanspruch zuzukommen, zumindest wird sie in der Regel an einem solchen gemessen. Lejeune (1994) sieht hierin einen wesentlichen Bestandteil jener Konvention, die er als »autobiographischen Pakt« beschrieben hat. Dieser Pakt, so Lejeune, wird üblicherweise eingegangen, wenn sich jemand autobiographisch über sein Leben äußert. Er beinhaltet die Übereinkunft, daß es sich dabei weder um ein fiktives Leben noch um das Leben einer anderen Person handelt. In der Tat verstehen nicht nur diejenigen, an die sich eine autobiographische Geschichte im Rahmen dieses Paktes richtet, das Erzählte im Lichte dieses Wirklichkeits- und Wahrheitsanspruchs. Generell sind wohl die meisten Menschen davon überzeugt, daß in erster Linie ihnen selbst ihr gelebtes Leben als Quelle lebensgeschichtlichen Wissens zugänglich ist, ihnen also zumindest prinzipiell ein authentisches Wissen ihrer selbst in Form ihrer autobiographischen Erinnerungen, die sich wiederum auf ihr autobiographisches Gedächtnis stützen, zur Verfügung steht. Dieses Wissen, so scheint es, muß nur noch in angemessene Worte gekleidet werden, und eben dies geschieht im Prozeß des autobiographischen Erzählens. Eine Lebensgeschichte erscheint in dieser Perspektive mithin genauso faktisch vorgegeben wie die biologische Tatsache der Geburt oder andere Ereignisse des dokumentierten Lebenslaufs wie Schulabschluß, Berufsaufnahme, Heirat usw. Ich möchte dieses Evozieren einer gewissermaßen dokumentarischen Erwartung den Realitätseffekt oder die Realitätsfiktion des autobiographischen Erzählens nennen.

Daß sich die Frage nach der Wahrheit eines empirischen oder gelebten Lebens als eine Funktion dieses Realitätseffekts ergibt, ist

also meine dritte These. Doch bevor ich genauer untersuchen werde, was diesen Effekt möglich macht, sei zunächst einmal hervorgehoben, warum es sich dabei um ein so erstaunliches Phänomen handelt. Erstaunlich auch, weil wir uns so sehr daran gewöhnt haben, daß es kaum auffällt.

Erkenntnistheoretisch läßt sich der realistisch-naturalistische Eindruck, um den es hier geht, als eine wohlbekannte Figur des Positivismus beschreiben: Die Wahrheit jeder Aussage über die Wirklichkeit ist an den »Tatsachen« der Wirklichkeit zu messen. Allein, wenn wir uns neuere Untersuchungen zum autobiographischen Prozeß vergegenwärtigen - etwa jene, die in diesem Themenschwerpunkt des Journal für Psychologie (1999/1) dargestellt oder erwähnt werden -, so stoßen wir fast immer auf die Beobachtung, daß bei Lebensgeschichten und autobiographischen Erinnerungen keineswegs die »Fakten« oder »Daten« eines Lebenslaufs, also das »dokumentierte Leben«, im Vordergrund stehen.

Ebensowenig spielt die Frage der wahren, richtigen oder falschen Repräsentation dieser Fakten eine Rolle. Damit will ich keineswegs behaupten, daß die wie immer objektiv materialisierten oder dokumentierten Geschehnisse des Lebens ohne Belang für den autobiographischen Prozeß sind. Das würde heißen, zu bestreiten, daß die Wirklichkeit ohne Belang wäre. Gleichwohl, untersucht man erzählte Lebensgeschichten unter diesem Gesichtspunkt genauer, so ist es erstaunlich, eine wie geringe Rolle die vermeintlich »harten Fakten« des Lebens spielen, und zwar vor allem dann, wenn es um die Bedeutung oder die Bedeutungen geht, die dem »gelebten Leben« verliehen werden. Genau aber das geschieht im Prozeß des autobiographischen Erzählens, der vor allem anderen ein Prozeß der Bedeutungskonstruktion ist. Es geht um die narrative Entfaltung eines Bedeutungszusammenhangs der, wie ich in einer

anderen Arbeit (Brockmeier 1988) beschrieben habe, dem Lebensprojekt einen Sinn zu geben sucht.

Für die Entstehung dieses Bedeutungsgefüges sind jedoch weniger die chronologischen Tatsachen des Lebens entscheidend. Als ungleich wichtiger erweist sich zunächst einmal, welche der unzähligen Ereignisse, Erfahrungen und Beziehungen, die ein Leben ausmachen, überhaupt ausgewählt werden. Gibt es doch immer nur eine begrenzte Anzahl der unendlich vielen Begebenheiten und Erfahrungen, die einen Stellenwert in dem Bedeutungszusammenhang einer Lebensgeschichte gewinnen, also zu »Biographemen« werden. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt autobiographische Lebensgeschichten untersucht, fällt auf, daß für diese Selektion das Kriterium der »Tatsächlichkeit«, aller weitverbreiteten Emphase zum Trotz, zweitrangig ist.

Ebenso nebensächlich ist es für einen anderen zentralen Aspekt des autobiographischen Prozesses: die sequentielle Verdichtung von einzelnen Ereignissen zu bestimmten Episoden, also der Zusammenschluß von zeiträumlich disparaten Momenten aus dem »Strom der Zeit« zu Bedeutungseinheiten. Und das nicht nur, weil die Ereignisse und Erlebnisse eines Lebens allein schon in ihrer schieren Quantität unermesslich sind. Sondern auch, weil wir unser autobiographisches Gedächtnis oft genug als einen denkbar schlechten und unzuverlässigen Buchhalter erfahren. Nach allem, was wir aus der neueren Gedächtnisforschung wissen (vgl. Conway et al. 1998; Neisser & Fivush 1994; Rubin 1996) funktioniert unser autobiographisches Gedächtnis keineswegs wie ein universaler Speicher, der kontinuierlich Erlebnisdaten und andere Einzelheiten registriert. Was in das autobiographische Langzeitgedächtnis gelangt, sind keine atomisierten Sinnesdaten, sondern immer schon »schematisierte« Erfahrungen (Bartlett 1932), also in Bedeutungsstrukturen geordnete und gedeutete



Erfahrungen. Zu den hierbei grundlegenden Schemata zählen von frühester Kindheit an narrative Strukturen (Nelson 1989, 1993; Fivush 1995).

Hinzu kommt, daß sich der Sinn vieler Ereignisse und Erfahrungen auch in seiner Erlebnisqualität nicht in einer einzigen Bedeutung erschöpft und sich deshalb nicht auf nur eine Deutung und auf nur eine Erinnerung reduzieren läßt. Viele Erfahrungen, und wir müssen nicht allein an solche traumatischer Natur denken, sind derart bedeutungshaltig oder bedeutungsreich, daß sie von sich aus eine Vielzahl von Sinnverbindungen eingehen können - wieder liegt die Vorstellung einer textuellen oder auch intertextuellen Struktur des autobiographischen Prozesses nahe. Welche Verbindungen eingegangen werden, hängt in erster Linie vom konkreten sozialen Kontext ab, in dem sich Menschen erinnern, damit also auch von den Intentionen und Emotionen, die dabei jeweils involviert sind. Das heißt, die semantische Matrix - das, was etwas bedeutsam macht - wird letztlich bestimmt von der psychologischen und sozialen Funktion, die autobiographische Erinnerungen und das Sprechen darüber erfüllen.

Dieses Phänomen ist gleichermaßen aus der individuellen wie aus der gesellschaftlichen und politischen Geschichtsschreibung bekannt. Die Geschichte, sagt Georges Duby, schreiben immer die Historiker, sie sind diejenigen, die im nachhinein deuten und über Sieg und Niederlage entscheiden. Und kein Historiker, der dabei nicht von Prämissen theoretischer oder weltanschaulicher Natur ausginge, der nicht persönliche, institutionelle oder politische Absichten verfolgte.

Und ein Weiteres ist zu berücksichtigen, wenn die Frage nach der Wahrheit oder Wirklichkeit einer Lebensgeschichte gestellt wird. Es hängt mit einer oft vernachlässigten Eigenart unseres autobiographischen Gedächtnisses zusammen. Der Status des »Faktischen« ist auch deshalb oft auf eine erstaunliche Weise uneindeutig

und polyvalent, weil jede Erfahrung in unserem autobiographischen Gedächtnis immer schon affektiv eingebettet ist. Sie ist Teil eines Gewebe aus Wünschen und Enttäuschungen, Hoffnungen und Ängsten, Rechtfertigungen, Vorwürfen und anderen emotionalen Verstrickungen, die sich zudem oft untereinander widersprechen. Dieses Gewebe kann sich an unscheinbaren Kleinigkeiten festhaken. Etwa an einem Paar zufällig auf dem Dachboden wiedergefundener alter Handschuhe, die - wie John Kotre (1996) sehr schön beschrieben hat - zu einer ausufernden autobiographischen Neuvergewisserung führen können. Auch dieses affektive Gewebe gehört zu unserem »gelebten Leben«, und keineswegs nur als eine Deutungsschicht, die sich im nachhinein verfälschend, verdeckend oder verdrängend über eine primäre Schicht authentischer »Urszenen« legt, wie oft angenommen wird (vgl. Brockmeier 1997 a).

Es ist nicht allein im Rückblick, im Prozeß des Erinnerns, daß sich das »Faktische« als vieldeutige und dynamische Konstruktion erweist. Schon auf der primären Ereignisebene gibt es oft keine klare Trennlinie zwischen dem, was geschah, und dem, was es zu eben diesem Zeitpunkt bedeutete. Auch die »primäre« Erfahrungsrealität des menschlichen Lebens beinhaltet immer Auswahl, Interpretation und Bedeutungsgebung. Es geht also um einen Prozeß, der bereits auf vorherigen Bedeutungskonstruktionen aufbaut: Keine Interpretation, die voraussetzungslos nur feststellt, was ist. Nur weil eine Person mir einst so viel bedeutete, kann mich ihr Verhalten hier und jetzt so verletzen, während das gleiche Verhalten von einem affektiv distanzierten Beobachter vielleicht mit amüsiertem Beiläufigkeit wahrgenommen wird.

Auch die vermeintlich unmittelbare sinnliche Wahrnehmung entkommt dem hermeneutischen Zirkel nicht. Auch sie ist abhängig von einem bedeutungsvollen Kontext, der »primäre« Erfahrung überhaupt erst



möglich macht. Warum das so ist, dafür hat Klaus Holzkamp (1973) in seiner Untersuchung der sinnlichen Wahrnehmung und ihrem in mehrfacher Hinsicht historischen Charakter einleuchtende Gründe angeführt: keine menschliche Erfahrungswirklichkeit, die nicht durch das Geflecht sozialer und kultureller Bedeutungen vermittelt und bestimmt ist.

Verantwortlich für die Auswahl autobiographischer Erinnerungen, einschließlich sinnlicher Wahrnehmungen, sowie ihrer episodischen Verdichtung in einer Lebensgeschichte ist jedoch nicht irgendein Kriterium der Wahrheit, das sich kaum sinnvoll abgrenzen ließe von »Dichtung« im Sinne von Fiktion oder Erfindung. Verantwortlich ist die aktuelle Dynamik des autobiographischen Prozesses, also jenes Geschehens, das ich mit den Begriffen Bedeutungskonstruktion, psychologische Semantik, Selektion, sequentielle Verdichtung, Bildung von Episoden, Schematisierung, Polysemie, affektive Einbettung und Interpretativität beschrieben habe. In diesem Geschehen bildet sich ein narrativer Zusammenhang heraus, der sich, wie vorübergehend auch immer, zur Gestalt einer Kohärenz - unserer Identität - verdichtet.

Sinn und Bedeutung, und auch dies ist eine Eigenart moderner und postmoderner Kulturen, aber müssen wir unserem Leben immer wieder aufs neue verleihen. Oder, was das gleiche ist, wir müssen immer wieder aufs neue festlegen, was wir als unser »Leben« verstehen. So läßt sich sagen, daß der autobiographische Prozeß zwar aufs engste mit einer Erzählung von der Vergangenheit verflochten ist, einer Erzählung, die auch von der Zukunft handelt - jener Zukunft des Ichs, die in der Folge dieser Vergangenheit erwartet, erhofft oder befürchtet wird. Aber dieser Prozeß selbst vollzieht sich in der Gegenwart. Über sein Schicksal wird allein im Hier und Jetzt des autobiographischen Erzählens entschieden.

## DIE GERONNENE LAVA DER ERINNERUNG

Damit ist freilich nicht in Abrede gestellt, daß es Erfahrungen gibt, die in unserem autobiographischen Gedächtnis derart bewahrt bleiben, daß sie ein für allemal fixiert zu sein scheinen. Sie gehören in einem sehr persönlichen, ja intimen Sinn zu uns, zu unserer Identität. Sie sind Vergangenheit, die sich deshalb so nachhaltig in unsere Gegenwart eingeschrieben hat, weil sie zwei Eigenschaften aufweist: Sie ist von besonderer lebensgeschichtlicher Bedeutung und von großer sinnlicher Präsenz.

Dazu gehören vielleicht Erfahrungen wie die erste Liebe oder ihre Enttäuschung, sozial und privat hervorstechende Ereignisse wie Hochzeit, berufliche Erfolge oder Niederlagen, Krankheiten, Todesfälle von Nahestehenden. Und natürlich Kriegserlebnisse. Der Historiker Reinhard Koselleck hat eindringlich erzählt, wie er den zweiten Weltkrieg an der Ostfront erlebt hat und wie er sich an einige seiner Erlebnisse erinnert. Er spricht von »unaustauschbaren und unmittelbar festgehaltenen Primärerfahrungen« - etwa wie er als junger Soldat auf dem Vormarsch der deutschen Armee vor Stalingrad schwer verwundet wird und zwischen Toten und Verletzten im Schlamm liegt. Für Koselleck sind dies Erfahrungen, »die sich als glühende Lavamasse in den Leib ergießen und dort gerinnen. Unverrückbar lassen sie sich seitdem abrufen, jederzeit und unverändert. Nicht viele solcher Erfahrungen lassen sich in authentische Erinnerungen überführen, aber wenn, dann gründen sie auf ihrer sinnlichen Präsenz. Der Geruch, der Geschmack, das Geräusch, das Gefühl und das sichtbare Umfeld, kurz, alle Sinne, in Lust und Schmerz, werden wieder wach und bedürfen keiner Gedächtnisarbeit, um wahr zu sein und wahr zu bleiben.« (Koselleck 1995)

Berichte solcher zur »Lavamasse der Erinnerung« geronnenen Erfahrungen vergegenwärtigen auf beeindruckende Weise, wie tief bestimmte Erlebnisse sich in unser sinnliches Gedächtnis einprägen können,

wie Bilder, Farben, Geräusche, Schmerzen und andere körperliche Empfindungen selbst von Jahrzehnten zurückliegenden Ereignissen unmittelbar präsent zu sein scheinen. Doch nicht nur das. Kosellecks Schilderung läßt, wie ich glaube, auch erkennen, wie zugleich offen und plastisch die Bedeutung und der persönliche Sinn sind, sofern sie über unmittelbare sinnlich-körperliche Eindrücke hinausreichen, also einen »Bedeutungsüberschuß« haben. Und den haben sie fast immer.

Das wird besonders deutlich, wenn sinnliche Eindrücke über die psychophysiologische Wahrnehmung hinaus zu Erfahrungen im eigentlichen Sinne werden, insbesondere zu solchen, die als »Biographeme« in die Lebensgeschichte eingehen. Das geschieht etwa, indem sie als Metaphern fixiert werden und so eintreten in eine neue, tropische und narrative Ordnung. »Die Jahre vergehen«, so heißt es bei Jorge Luis Borges, »und ich habe die Geschichte so oft erzählt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich mich wirklich an sie erinnere, oder nur an die Worte, mit denen ich sie erzähle.«

Auch die geronnene Lava der Erinnerung in Kosellecks Geschichte ist eine Metapher, eine rhetorische Figur also, mit der ein Phänomen des autobiographischen Gedächtnisses festgehalten wird. Wie Koselleck in einem Gespräch über die »historische Semantik« des individuellen Gedächtnisses einmal bemerkte, ist ihm diese Metapher viele Jahre später in den Sinn gekommen, als er versuchte, die Bedeutung zu benennen, die sich für ihn mit diesem ständig gegenwärtigen Kriegserlebnis verband - ein Erlebnis, das er in mehrfacher Hinsicht als einen Wendepunkt seines Lebens ansah. Gerade eine so suggestive Metapher wie die der geronnenen Lava der Erinnerung kann das anschaulich verdeutlichen, was ich den Realitätseffekt des autobiographischen Erzählens genannt habe. Geht es doch hier um eine Trope, die die Vorstellung einer Realität evoziert, welche alle meta-

phorische Offenheit eingebüßt hat und sich wie ein unveränderbar vorgegebenes Naturgestein präsentiert.

Lebensgeschichtlich verband sich für Koselleck mit seinen Erlebnissen vor Stalingrad zugleich die Erfahrung der Sinnlosigkeit und Brutalität des Krieges. Paradoxiertweise hat er selbst den Krieg mit hoher Wahrscheinlichkeit wohl nur aufgrund der in jenem emblematischen Augenblick erlittenen Verletzung überlebt, blieb ihm doch so der Marsch in den Stalingrader Kessel erspart, der für fast alle Beteiligten tödlich endete. Wie er später einmal erzählte, begann mit dieser Erfahrung seine innere Loslösung von Nazi-Deutschland, also auch die Abkehr von jenen soldatischen Überzeugungen, die ihn bis vor Stalingrad geführt hatten. Die gleichen Überzeugungen haben bekanntlich nicht wenige seiner später oft hoch dekorierten Kameraden dazu verleitet, ähnliche Schreckenserlebnisse ganz anders zu deuten: etwa als Zeichen der Tapferkeit vor dem Feind, als Beweis persönlicher Stärke und Härte, der Selbstüberwindung, als Ansporn zu noch größerem Einsatz. Ich erinnere mich an meinen Vater, der ebenfalls im Krieg schwer verletzt wurde und später nicht ohne einen Anflug von Stolz davon sprach, daß er einer von denen sei, »die nicht kaputt zu kriegen sind«. Doch es gab auch Wehrmachtssoldaten, die Krieg, Verwundungen und Gefangenschaft zwar mit einem ähnlich unbeeinträchtigten soldatischen Bewußtsein überlebten, denen sich jedoch später, als sie des ganzen Umfangs der von ihrer politischen und militärischen Führung, aber auch von ihnen selbst begangenen Verbrechen gewahr wurden, die »geronnene Lava« ihrer Kriegserlebnisse noch einmal zu verflüssigen begannen. Offensichtlich begegnen wir hier auch einem Typ von Kriegserfahrungen, die, wie Koselleck (1995) schreibt, »immer wieder gemacht werden müssen, weil die Primärerfahrungen nicht hinreichen, um die ganze Wahrheit zu verbürgen. Und immer neue Wahrheiten kommen hinzu: Insofern geht,

für meine Generation, der Krieg nie zu Ende, oder er fängt immer wieder neu an, soweit sich alte Erfahrungen aufs neue abarbeiten müssen.« Für Koselleck, so scheint es, fällt der Beginn des politischen und moralischen »Abarbeitens« der Erfahrungen, die der junge Wehrmachtssoldat gemacht hat, mit jenen »Primärerfahrungen« an der Front zusammen, für die er später die Metapher der gerinnenden Lavamasse finden wird. Könnte es also nicht gerade diese Erfahrung des »Verflüssigens« von bis dahin so unerschütterlich scheinenden Überzeugungen sein, ein fraglos einschneidender Wendepunkt im Lebens des jungen Mannes, die dieses Erlebnis so tief im autobiographischen Gedächtnis verankert hat?

Mark Freeman hat in seinem Buch *Rewriting the Self* (1994; vgl. Juen 1999) an autobiographischen Texten, die von den Konfessionen des Augustinus bis zur amerikanischen Gegenwartsliteratur reichen, erzähltheoretisch und psychologisch untersucht, wie solche Umbrüche, solche erneute »Verflüssigungen« von Lava in den Bedeutungssystemen eines Menschen auch frühere Erinnerungen neu formieren und wie zugleich mit den umgeschriebenen Erinnerungen auch ein neues Selbst, eine neue Identität verfaßt wird. Umgekehrt geht eine neue Sicht des eigenen Selbst, eine Veränderung der Identität mit neuen Erinnerungen und einer neuen Sicht alter Erinnerungen, ja mit neuen alten Erinnerungen einher.

Die, wie Freeman sagen würde, später neu oder umgeschriebenen Erinnerungen vieler deutscher Soldaten haben ihrerseits wiederum einem weiten Spektrum unterschiedlicher Auslegungen Raum gegeben. Die deutschsprachige »Erinnerungsliteratur« nach dem Zweiten Weltkrieg kennt zahlreiche Beispiele dafür. Solche Deutungen und Neudeutungen zeigen einmal mehr, daß es selbst in existentiellen Lebenssituationen wohl nur wenige sinnliche Eindrücke sind, die unabhängig von allen

anderen sich verändernden Deutungen und lebensgeschichtlichen Interpretationen ein für allemal im autobiographischen Gedächtnis festgeschrieben werden, als für immer geronnene Lava der Erinnerung. Doch entscheidend ist hier etwas anderes, nämlich daß die Frage, ob diese Erinnerungen »flüssig« bleiben, »gerinnen« oder sich »wieder verflüssigen«, weniger von der Intensität der primären Sinneswahrnehmung abhängt, sondern vor allem von dem übergreifenden Bedeutungszusammenhang, damit also vom autobiographischen Prozeß, in dem ihnen ein persönlicher lebensgeschichtlicher Sinn verliehen wird. Ein Sinn, für den die primäre sinnliche Erfahrung, metaphorisch fixiert, dann wiederum als authentisches Erinnerungsbild, als autobiographisches Dokument einzustehen scheint.

Ich vermute, daß diese Zirkularität vieler »authentischer« Erinnerungsdiskurse wesentlich zum Realitätseffekt des autobiographischen Erzählens beiträgt. Offensichtlich kommt naturalisierenden Metaphern wie der geronnenen Lava der Erinnerung dabei eine Schlüsselfunktion zu. Wie überhaupt Bilder, Gleichnisse, Symbole und Allegorien der materiellen Fixierung und Versteinerung in den autobiographischen Erinnerungsdiskursen der Literatur des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle spielen. Sie bilden ein reichhaltiges Repertoire von Tropen, die die Vorstellung einer naturhaften Faktizität des Vergangenen evozieren.<sup>4</sup>

#### **ERZÄHLGENRES UND DISKURSIVE ERZÄHLKONVENTIONEN**

Die große Bedeutung, die Metaphern für unser Denken und unsere Kommunikation besitzen, ist häufig dargestellt worden. Auch auf die Rolle metaphorischer Konstruktionen in biographischen Selbstthematizierungen ist hingewiesen worden (Straub & Sichler 1989; Schmitt 1995/96). Metaphern und andere Tropen vermögen jedoch nur dann wirksam die Realitätsfiktion eines autobiographischen Erinnerungsdiskurses

zu organisieren, wenn sie integriert sind in ein Ensemble weiterer narrativer Formelemente. Dazu gehören Erzählgenres ebenso wie diskursive Erzählkonventionen. Sie sollen nun genauer betrachtet werden.

Wie schon erwähnt, gibt es eine große Anzahl diskursiver Situationen und kultureller Kontexte, in denen Menschen von sich und über ihr Leben erzählen. Dies kann auch geschehen in Form beiläufiger Bemerkungen, kurzer Verweise, Anekdoten, Entschuldigungen und ähnlicher Sprech- und Erzählakte, in denen auf die eigene Vergangenheit Bezug genommen wird.<sup>5</sup> In jedem dieser Fälle wäre die Frage nach dem Realitätseffekt des autobiographischen Erzählens gesondert zu stellen und zu beantworten. Gleichwohl möchte ich einige allgemeine Strukturmerkmale des autobiographischen Prozesses benennen, was nicht heißt, daß alle Merkmale, die ich hervorhebe, auch allen Formen autobiographischen Erzählens in unserer Kultur - und nur darauf beziehe ich mich - zukommen.

William James, George Herbert Mead und andere Philosophen und Psychologen haben gezeigt, daß die englische Unterscheidung von I und me auf eine grundlegende Selbst-Reflexionsstruktur des menschlichen Bewußtseins hinweist. In einem sprachwissenschaftlichen und -philosophischen Kontext hat Michael Bachtin dieses »dialogische Prinzip«, wie er es nannte, als ein wesentliches Kennzeichen unserer Selbstvergegenwärtigung, und zwar auch in einem psychologischen Sinn der Identitätskonstruktion, betont (vgl. Brockmeier 1997 b). Menschliche Identität, so Bakhtin, ist nur dialogisch möglich, und das heißt, da sich in jedem Dialog wiederum die »Stimmen« anderer Dialoge Gehör verschaffen, Identität ist immer »viestimmig«. Beide Überlegungen können helfen, eine elementare Charakteristik des autobiographischen Prozesses zu verdeutlichen: Ein Ich macht sich zum Gegenstand und Protagonisten einer Geschichte. Dies mag ausdrücklich und offensichtlich geschehen, etwa indem, wie

Bruner (1999) es beschreibt, das erzählende Ich und das erzählte Ich unter gleichem Namen auftreten. Es kann aber auch implizit und vermittelt geschehen, indem eine andere Figur die Rolle des erzählten Ichs einnimmt oder dieses Ich sich als eine halb-anonyme Figur präsentiert, auf die als »er« oder »sie«, »die Wissenschaftlerin« oder »der Parteivorsitzende« verwiesen wird. Darüber hinaus gibt es die verschiedensten Rahmenhandlungen, in die eine Lebensgeschichte eingefügt sein kann. All diesen Erzählkonstruktionen ist jedoch ein zweifacher Fokus gemeinsam, eine doppelte Ausrichtung auf ein Da und Dann sowie auf ein Hier und Jetzt.

Nun läßt sich die Unterscheidung zwischen einem Erzähler oder erzählenden Ich und einem erzählten Ich, also dem (oder den) Protagonisten der Geschichte, nicht nur in autobiographischen Geschichten treffen. Vor allem bei literarischen oder historischen Texten kann man zudem oft zwischen einem empirischem Erzähler oder Autor und dem erzählenden Ich unterscheiden: Der Verfasser eines Buches ist nicht immer der Ich-Erzähler - eine Differenzierung, die zu berücksichtigen im Fall literarischer Autobiographien dem Lesepublikum, aber auch der Literaturkritik oft schwerfällt. Dies wirkt sich um so verhängnisvoller aus, wenn die Lektüre im Lichte (oder im Schatten) des Wahrheitskriteriums erfolgt. Ich werde auf diese Schwierigkeit, eine klare Grenzlinie zwischen dokumentarischem und fiktivem Erzählen zu ziehen, noch einmal zurückkommen.

Was autobiographisches Erzählen jedoch in dieser Hinsicht gegenüber anderen Erzählformen auszeichnet, ist eine besondere Verbindung zwischen dem empirischen Erzähler und dem erzählten Ich. Wenn Heinrich Mann die Lebensgeschichte von Henri IV. schreibt, mag er seinem Helden in seiner Sympathie und Bewunderung noch so nahe kommen, die grundsätzliche Differenz zwischen beiden steht gleichwohl immer außer Frage. Im autobiographischen Erzählen,



gleich welcher Art, ist das anders. Hier ist das Verhältnis von Autor/Erzähler und Held das von I und me. Es ist dies eine in mehrfachem Sinne reflexive Struktur, und dementsprechend gibt es verschiedene Möglichkeiten, diesen autobiographischen Dialog zu führen. Eine herkömmliche Version wird vielleicht mit einer Protagonistin beginnen, die an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit agiert und sich im Verlauf der Geschichte immer mehr der Erzählerin, der Protagonistin der Gegenwart, annähert. Beide gehen sozusagen aufeinander zu, verschmelzen schließlich, wie Bruner (1999) schreibt, »zu einer einzigen Person mit einem gemeinsamen Bewußtsein«.

Doch was ist, wenn der Entwicklungsbogen zwischen dem Protagonisten des (chronologischen) Anfangs der Lebensgeschichte und jenem des vorläufigen Endes, also dem gegenwärtigen Ich-Erzähler, so weit gespannt ist, daß beide sich wie Fremde gegenüberstehen? Was hätten sich der berühmte Philosoph und extrovertierte Pariser Intellektuelle, der unter dem Namen Jean-Paul Sartre die Geschichte seiner Kindheit erzählt (Sartre 1965), und der gehemmte und einzelgängerische Junge, der über ein halbes Jahrhundert früher in kleinbürgerlichem Provinzmilieu unter dem gleichen Namen lebt, zu sagen, nehmen wir an, sie hätten sich dank einer fantastischen Zeitmaschine irgendwann einmal getroffen?

Damit in einem solchen Fall der narrative Entwicklungsbogen nicht überzogen wird, damit der Lauf der Dinge nachvollziehbar und plausibel wird und der kleine Jean-Paul eines Tages dem großen Philosophen so nahe kommt, daß er schließlich den Nobelpreis zurückweisen kann, gibt es Übergangs- oder Vermittlungsfiguren. Diese werden vom Protagonisten in unterschiedlichen Lebens- oder Entwicklungsabschnitten und Bewußtseinslagen gespielt. Die Übergänge von einem zum nächsten Akteur eines Lebens sind dabei häufig markiert durch Wendepunkte. Sie sind die ent-

wicklungspsychologischen Gelenkstellen einer Lebensgeschichte wie etwa ein Umzug oder Schulwechsel, der Beginn einer Berufsausbildung, die Geburt eines Kindes. An Wendepunkten geschieht aber auch etwas Unerwartetes, Überraschendes, etwas, das mit Erzählroutine und Vorhersehbarkeit bricht - vielleicht die Verwicklung in politische Ereignisse, eine »Lebenskrise«, eine Entdeckung.

Erst die Brüche, Konflikte und Reibungen machen aus einer Handlungsbeschreibung eine Geschichte. Erst die Pointe, so verhalten oder versteckt sie auch immer sein mag, läßt etwas erzählenswert werden. Und nicht zuletzt: Erst sie sichert Zuhörer oder Leser. Dies ist nicht nur wohlbekannte narrative Alltagserfahrung, seit Aristoteles ist es Grundbestand unseres erzähltheoretischen Kanons. Auch vor diesem Hintergrund sieht Bruner in narrativen Wendepunkten Schlüsselstellen des autobiographischen Prozesses. Eine Lebensgeschichte erzählen heißt, von Spannungen, Umbrüchen und Unerwartetem zu erzählen. Insbesondere solche Momente in einem Leben, in denen etwas klar oder bewußt wurde, nicht selten »plötzlich« oder »schlagartig« - Bruner (1993) spricht von awakenings: Momenten des Erwachens oder Aufwachens -, sind Knotenpunkte auch der narrativen Dramaturgie. Oft sind sie es, die die Auswahl der organisierenden Metaphern einer Geschichte bestimmen. Für Bruner (1999) beinhalten narrative Wendepunkte eine Möglichkeit, die konventionellen Genres, in denen ein Leben erzählt wird, zu »individualisieren« und der Gestaltung meines besonderen Lebens anzupassen. Indem wir ein Ereignis erzählen, das uns veränderte, treten wir zugleich als Akteure unseres Lebens auf, die sich von ihrer Geschichte, von der Konventionalität und Banalität des Gangs der Dinge befreien können.

Doch gibt es noch weitere Strategien, das Erzählte auf das erzählende Ich zuzuführen. Eine Möglichkeit besteht darin, daß beide



von vornherein in der Geschichte gegenwärtig sind. Eine Lebenserzählung, so hatten wir gesehen, bietet mehreren Perspektiven und Stimmen Raum. So könnte beispielsweise das Erzähler-Ich aus der Gegenwart heraus sein Wissen und seine Lebenserfahrung dem Protagonisten der Vergangenheit zur Verfügung stellen: »... obwohl mein Vater mir dazu riet, was richtiges zu studieren, habe ich trotzdem mit dem Theaterspielen weitergemacht. Heute denke ich, irgendwie muß mir schon damals klar gewesen sein, daß ich nur als Schauspielerin mein Leben leben kann...« In dieser Anordnung erkennen wir zudem noch weitere Perspektiven: Da ist der Vater und ein Ich in der Vergangenheit, das Ich einer Schauspielerin in der Gegenwart und der Zukunft, und da ist ein reflektierendes Ich, das der Erzählerin in der narrativen Gegenwart. Positionierungen wie diese, die Diskurse zwischen mehreren Stimmen im Hier und Jetzt und im Da und Dann organisieren, finden sich in vielen Lebensgeschichten. In ihrem Beitrag für dieses Heft stellt Tschuggnall (1999) Auszüge aus einer autobiographischen Erzählung vor, in der sich die im Bachtinschen Sinne dialogischen Strukturen über mehrere Generationen verfolgen lassen.

In diesem Wechselspiel mehrerer Ich-Figuren wird ein Weiteres deutlich: Autobiographische Erzählungen handeln nicht nur von Entwicklungen, sie beinhalten, ja sind selbst Entwicklungstheorien. Sie markieren nicht einfach Stufen oder Stationen einer Chronologie, wenn sie denn überhaupt chronologisch vorgehen. Ausdrücklich oder unausgesprochen suchen sie diachrone Transformationen - Veränderungen, Übergänge, Entwicklungen - plausibel zu machen, mehr noch, zu erklären. Auch dies ist eine Funktion des jeweiligen Genres, in dem eine Lebensgeschichte erzählt wird. Genres wie Abenteuer- und Bildungsroman, Pilgerreise oder die Geschichte des aufsteigenden Underdogs lassen sich zugleich als konventionelle Erklärungsmodelle von Entwicklungsverläufen lesen. Feldman (1994)

spricht von kognitiven Modellen. So bedarf es in den westlichen Kulturen der Neuzeit keiner weiteren Begründung, daß man im Leben bestimmte Ziele verfolgt, daß man eine Familie gründet, nach Erfolg, Reichtum, Wissen, Macht usw. strebt. Vielmehr ist ein solches teleologisches Streben die Begründung für anderes.

Derartige kulturelle Vorstellungen von Entwicklungsdynamiken und -motivationen liegen auch dem Gebrauch vieler rhetorischer Figuren zugrunde. Eine Bemerkung wie »ich habe bis heute nicht begriffen, woher meine frühe Begeisterung, meine Leidenschaft für das Spielen, die Masken, diese ganze Welt des Theaters kam«, drückt gewiß weniger mangelndes Wissen aus; sie ist vielmehr ein präziser Verweis auf ein unterstelltes Entwicklungsmotiv. Warum ein Mädchen, dessen Leidenschaft von früh an dem Theater gehört, sich zur Schauspielerin entwickelt, ist, derart aufgeworfen, nur noch eine Frage der teleologischen Folgerichtigkeit.

### RETROSPEKTIVE TELEOLOGIE

Untersucht man solche impliziten autobiographischen Entwicklungstheorien genauer, fällt auf, daß sie durch die bipolare Erzählstruktur, den I-Me-Dialogismus, eine besondere Ausrichtung bekommen. Entwicklung zu denken heißt gemeinhin, einen Ausgangspunkt anzunehmen, eine Entwicklungsrichtung und zumeist auch ein Ziel, ein Telos zu denken. Werden diese Annahmen nun auf die menschliche Lebensgeschichte bezogen, wird diese also unter der Form teleologischer Entwicklung gedacht, so wird dem Leben selbst eine innere Ausrichtung und Bestimmtheit verliehen (vgl. Brockmeier 1992). Es entsteht eine lebensgeschichtliche Teleologie, die noch dadurch verstärkt wird, daß im autobiographischen Erzählen der historische Anfang dieser Entwicklung, wie schon bemerkt, immer vom Standpunkt der Gegenwart in den Blick kommt, einer Gegenwart, welche nolens volens als das Resultat eben dieser

Entwicklung erscheint. Nicht wenige literarische Autobiographien machen dies zu ihrem ausdrücklichen Programm (vgl. Olney 1998). Ein Leben zu erzählen, so Fontane in »Meine Kinderjahre«, heißt zu zeigen, daß im Kind »schon der ganze Mensch stecke« - ein Programm, dem seit dem Aufkommen der Psychoanalyse wohl fast alle Autobiographien in der einen oder anderen Form Rechnung getragen haben (vgl. Brockmeier, 1997 a).

Günter de Bruyn (1995) hat in seinen autobiographischen Reflexionen »Das erzählte Ich« weitere Beispiele für diese Figur angeführt. De Bruyn setzt sich zwar in erster Linie mit literarischen Autobiographien auseinander, doch ist es nicht schwer, die gleichen Topoi auch in mündlichen und geschriebenen Alltagstexten zu finden. Das wird insbesondere bei den Anfängen von Lebensgeschichten deutlich. Sie erscheinen oft bereits als Keimzellen des Ganzen. Vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung als Autobiograph (de Bruyn 1993 u. 1996) zieht de Bruyn die erzählerische und gedankliche Bewegung nach, die aus einer solchen teleologischen Idee des Anfangs folgt:

»Die Entwicklung des Ich wird auf ein Ziel hin beschrieben; das Leben läuft sozusagen ab nach einem Programm. Das aber ist keine Eigenart Goethes [oder eines anderen Schriftstellers], sondern ergibt sich beim autobiographischen Schreiben zwangsläufig. Der Selberlebensbeschreiber [...], kennt sich, oder glaubt sich zu kennen, hat jedenfalls ein Bild von seinem gegenwärtigen Selbst, und er stellt sich die Aufgabe zu zeigen, wie dies entstand. Er braucht sich dabei nicht für großartig zu halten, kann sich als Sündenpfehl oder als Irregeleiteten betrachten; er kann die göttliche Vorsehung bemühen oder ein blindes Schicksal walten lassen, kann psychische oder soziale Kräfte verantwortlich machen; er kann auch Entwicklung und Bildung ablehnen, sein Leben als unsinnige Verknüpfung unseliger Zufälle ansehen - immer wird er in seinem Leben

das für bedeutsam halten, das dazu beitrug, aus ihm den zu machen, der in der Gegenwart seine Lebensgeschichte verfaßt.« (de Bruyn 1995, 35 f.)

Aus dieser Perspektive erscheint die Vorstellung von Entwicklung als Entfaltung geradezu als ein Definieren der Erzählhaltung des Autobiographen, eine Haltung, in der ein »Selberlebensbeschreiber rückblickend vom vergangenen Erleben erzählt«, um es mit de Bruyn auf altväterlich Fontanesche Weise zu sagen. Man könnte angesichts dieser Figur und der narrativen Ordnung, in der sie eine Lebensgeschichte erscheinen läßt, von retrospektiver Teleologie sprechen: Da das (vorläufige) Ende der Geschichte bereits gegeben ist, wenn ihr Anfang erzählt wird, stellt es sich im autobiographischen Rückblick nur allzu leicht als Resultat einer von eben jenem Anfang aus und auf das gegenwärtige Ende zugehenden Entwicklung dar.

Je plausibler und kohärenter eine Geschichte erscheint, desto erzähl- und entwicklungstheoretisch folgerichtiger, kurz, desto zwangsläufiger »entfaltet« sich ein Leben. Mit der gleichen Zwangsläufigkeit erscheint es freilich auch bereinigt um eine entscheidende Dimension menschlicher Existenz: den Zufall. Damit soll nicht gesagt sein, daß in autobiographischen Erzählungen keine Zufälle Erwähnung finden. Viele Wendepunkte etwa werden durch Zufälle ausgelöst - »...doch mein Leben nahm eine neue Wendung, als ich zufällig diese Heiratsannonce in der Zeitung fand...«. Doch vergessen wir nicht, »Zufälle« dieser Art sind narrative Figuren, Scharnierstellen eines Plots. Sie sind rhetorische Dispositionen, die ihre Funktion als Biographeme allein aus der retrospektiven Anordnung im Kontext einer narrativen Konstruktion gewinnen. Ändert sich der Kontext, trennt sich der Erzähler nach einiger Zeit vielleicht wieder enttäuscht von der Frau seines Lebens, die er aufgrund jener Annonce gefunden hatte, wird wahrscheinlich auch die Schilderung dieser »schicksalhaften Wende« aus seiner

Geschichte wieder verschwinden. Oder aber sie erscheint mit einer neuen Bewertung, findet nun vielleicht Erwähnung als eine weitere entmutigende Lebenserfahrung.

Lebensgeschichtliches Erzählen heißt - wie alles Erzählen - Ordnen, Glätten, Plausibilisieren. Wahrscheinlich müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Kontingenz des Lebens, all jene Ungereimtheiten und bizarren Zufälligkeiten menschlicher Existenz in einer autobiographischen Erzählung letztlich immer unterbelichtet oder gar ausgeblendet bleiben. Und mit ihnen auch jener Bereich unserer Subjektivität, der sich zwischen den Polen freier Wille und Willkürlichkeit erstreckt. Wenn wir von den Konventionen des autobiographischen Diskurses ausgehen und uns dabei insbesondere die narrativen und psychologischen Konsequenzen der Tatsache vergegenwärtigen, daß dieser Diskurs immer in der Gegenwart stattfindet, so erweist sich eine gewisse retrospektive Teleologie offenbar als unvermeidlich.

Mit der Gegenwart des Erzählens meine ich dabei nicht allein sprachliche Aspekte, so etwa - wie Bruner und Weisser (1991) in einer Untersuchung zu den Tempusformen in spontanen oder natürlichen Lebensgeschichten zeigen - die erstaunlich große Anzahl von Aussagen im Präsens in einem Diskurs, der doch behauptet, von der Vergangenheit zu handeln. Noch offenkundiger ist die Bedeutung, die das Erzählereignis, also der aktuelle soziale und institutionelle Kontext, in dem erzählt wird, für die Gestaltung des erzählten Ereignisses besitzt. Sein Leben erzählen, bedeutet nicht nur von Handlungen zu erzählen, es ist selbst ein Handeln. Soziolinguistische, diskurstheoretische, sozial- und kulturpsychologische Untersuchungen haben autobiographisches Erzählen als eine hochgradig kontextualisierte und das heißt, in der Gegenwart verankerte Praktik hervorgehoben. Das soziale Geflecht, in dem Menschen sich und ihre

Lebensgeschichte durch solche diskursiven Praktiken »positionieren« (Langenhove & Harré 1993; Tschuggnall 1996), ist alles andere als nur eine äußerliche Rahmenbedingung, ein Kontext zu einem Text. Es ist eine innere Struktur der narrative Konstruktion selbst. Welches Leben jemand erzählt, hängt davon ab, an wen die Erzählung gerichtet ist, wann, wo und warum, mit welcher Intention erzählt wird.

### LITERATUR ODER PSYCHOLOGIE?

Gewiß erschöpfen die Strukturmerkmale des autobiographischen Erzählens, die ich vorgestellt habe, dieses Geschehen nicht, doch für meinen Zweck mögen sie genügen. Ich habe versucht, das, was wir gemeinhin mit den Begriffen autobiographisches Gedächtnis und Lebenserinnerungen zu fassen versuchen, als narrative Gebilde des autobiographischen Prozesses zu beschreiben. In diesem Prozeß, in dem sich ein Ich zum Gegenstand und Protagonisten einer Geschichte macht, deren Thema das Leben und die Identität dieses Ichs sind, habe ich eine Reihe von Merkmalen hervorgehoben: Da ist die doppelte Perspektive auf ein Da und Dann sowie auf ein Hier und Jetzt, das dialogische Verhältnis von I und me, von erzählendem und erzähltem Ich; da ist das diesem zweifachen Fokus korrespondierende Verhältnis von Erzählereignis und erzähltem Ereignis; da ist die über das Vergangene dominierende Gegenwart, eine Gegenwart, die selbst wiederum auf die Zukunft ausgerichtet ist und in der darüber entschieden wird, welche Ereignisse der Vergangenheit überhaupt zu Biographemen, also zu bedeutungsvollen Momenten der Lebensgeschichte werden; da ist die diskursive Funktionalität des Erzählens, das immer mit einer bestimmten Absicht stattfindet, immer an einen bestimmten (oder auch an mehrere) Adressaten, gegenwärtig oder nicht-gegenwärtig, gerichtet ist; da ist die damit einhergehende dialogische oder vielstimmige Erzählstruktur, die die Geschichte auch dann sozial offenhält, wenn

es sich scheinbar um einen Monolog handelt; da sind die die Erzählung pointierenden Wendepunkte, die Krisen, Brüche und Umbrüche, die die Dramaturgie der Geschichte organisieren; da sind die ihr entsprechenden, die Erzählung organisierenden Metaphern; da ist die mit dieser Geschichte implizit entfaltete Entwicklungstheorie; und da ist schließlich, als eine besondere Eigenart dieser Entwicklungstheorie, die Ordnung einer retrospektiven Teleologie, die daraus entsteht, daß der Anfang der hier thematisierten Entwicklung immer vom Standpunkt ihres Endes, des Telos, in den Blick tritt - eine Ordnung, die die Dimension des Zufalls und der Kontingenz des Lebens aufzuheben scheint.

All diese Struktur- und Konstruktionsmerkmale lassen sich unter erzähl- und texttheoretischen, rhetorischen und diskurstheoretischen, soziologischen und psychologischen, kulturtheoretischen und philosophischen Prämissen betrachten. Doch es gibt eine weitere Differenzierung, die ich bislang vermieden habe, obwohl sie wahrscheinlich eine der herkömmlichsten ist: Ich meine die Unterscheidung zwischen Autobiographie als literarischer Gattung und als Alltagserzählung. Sie soll zum Schluß wenigstens angesprochen werden, und sei es auch nur in einer kurzen, notwendigerweise hypothetischen Bemerkung. Es ist dies eine Unterscheidung, die einhergeht mit der zwischen Literaturwissenschaft auf der einen und Psychologie, empirischen Sozialwissenschaften sowie Sozio- und Textlinguistik auf der anderen Seite.

Ich habe diese Gegenüberstellung nicht berücksichtigt, weil ich kein sachliches Kriterium erkennen kann, das letztlich Bestand hat, wenn autobiographische Texte mit literarischem Anspruch von sogenannten Alltagserzählungen abgegrenzt werden sollen. Anders gesagt, mir sind keine erzähltheoretischen Spezifika literarischer Lebenserzählungen im Unterschied zu spontanen oder natürlichen Erzählungen bekannt, für die sich nicht in einem hinreichend großen Da-

tenfundus (psychologisch gesprochen) oder Textkorpus (linguistisch gesprochen) Gegenbeispiele finden ließen.<sup>6</sup>

Mit einer Ausnahme: und die betrifft das ästhetische Kriterium, den Anspruch auf künstlerische Qualität, den Literatur im Unterschied zum Alltagsdiskurs erhebt. Von diesem Kriterium abgesehen, vermute ich allerdings, daß die genannten Struktur- und Konstruktionsmerkmale generelle Eigenschaften des autobiographischen Erzählens sind.

Am wenigsten sind bei dieser Vermutung Einwände von seiten der Literatur zu erwarten. Daß spätestens seit der klassischen Moderne die Grenzlinien zwischen literarischer Fiktion und autobiographischer Dokumentation verwischt sind, wird keinen Leser und keine Leserin von James Joyce, Virginia Woolf oder Italo Svevo überraschen. Schriftsteller wie Vladimir Nabokov haben aus dem Verwischen der Grenzen zwischen Autor, Ich-Erzähler und Protagonisten (auto)biographischer Texte geradezu eine eigene Kunstform gemacht. Und über das Werk Thomas Manns ist gesagt worden, daß sich in seinen Romanen und Erzählungen nichts Erfundenes findet: Sowohl in den großen Linien wie in den Einzelheiten ist alles entweder den Werken anderer Autoren entnommen oder von der eigenen Lebensgeschichte gespeist, gewissermaßen autobiographisch gesättigt.

Auf der anderen Seite ist es, wie ich darzulegen versucht habe, nachgerade unmöglich, eine spontane oder natürliche Lebensgeschichte als Positivist zu erzählen. Und dies selbst dann nicht, wenn es mit dem größtmöglichen Bemühen um dokumentarische Authentizität geschehen sollte. Gleichwohl gelingt es natürlichen autobiographischen Erzählungen wie nur wenigen anderen narrativen Genres - etwa Briefen, Tagebüchern, narrativen Interviews und »Fallgeschichten«, die, wie Schuller (1994, S. 79) es nennt, »von der Referenz auf die Wirklichkeit leben«, die eigene narrative



Gestaltetheit auszublenden. Indem der Konstruktionscharakter getilgt scheint, tritt die Frage nach der »Wahrheit« einer Lebensgeschichte in den Vordergrund. Ich habe die Auffassung vertreten, daß diese Tilgung und die mit ihr einhergehende realistische Evokation vor allem ein diskursiver Effekt ist, ein Realitätseffekt von besonderer Suggestivität. Er wird erzeugt durch die Diskurs- und Genreregeln des »autobiographischen Pakts«. Während für Lejeunes (1994) dieser Pakt jedoch eine Voraussetzung des autobiographischen Diskurses ist, erweist er sich aus meiner Sicht als ein Resultat oder genauer, als eben ein Effekt dieses Diskurses. Wenn sich schon keine stilistisch-narrativen Spezifika ausfindig machen lassen, so können wir vielleicht in diesem Realitätseffekt eine Besonderheit des autobiographischen Erzählens erkennen.

#### Anmerkungen

**1** Dieser Aufsatz ist die ausgearbeitete Fassung zweier Vorträge, die ich im Oktober 1996 am Deutschen Literaturinstitut, Leipzig, und im Januar 1997 vor der Philosophischen Gesellschaft Innsbruck gehalten habe.

**2** Lange Zeit waren psychopathologische Konzepte wie Persönlichkeitsschwäche, -diffusion, -spaltung oder Schizophrenie die einzigen Möglichkeiten, das Sein eines Menschen unter Bedingungen »nicht-identischer« Identität zu denken. Dieses epistemische Spektrum beginnt sich seit einiger Zeit um verschiedene Modelle multipler oder dezentrierter Persönlichkeit zu erweitern. Doch ist dies nicht allein einer veränderten klinisch-psychiatrischen Sichtweise geschuldet. Auch im Kontext soziologischer, juridischer, anthropologischer und philosophischer Diskussionen haben offener und plurale Vorstellungen den Horizont menschlicher Möglichkeiten auszuweiten begonnen. Wieder einmal scheint sich das, was man mit Taylor (1996) die »Ontologie« des Menschseins nennen könnte, zu verflüssigen.

**3** Goethes Autobiographie »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit«, der klassische Ausgangs- und Bezugspunkt vieler deutschsprachi-

ger Diskussionen, ist hinsichtlich dieser Gegenüberstellung wohl eher relativierend zu verstehen: als ein Versuch, zu zeigen, daß eine solche Dichotomie weder die Gestaltungen der Literatur noch die des Lebens und ganz gewiß nicht den Zusammenhang von beiden erschöpfend erfaßt. Freilich gibt es auch andere Lesarten, nach denen es im autobiographischen Erzählen, und zwar nicht nur dem literarischen, letztlich um die Frage Wahrheit oder Dichtung geht (vgl. für eine literarisch-literaturtheoretische Sicht de Bruyn 1995, für eine psychoanalytische Boothe 1994). In der neueren deutschsprachigen Diskussion zur (Auto-)Biographieforschung - vgl. etwa Appelmeyer (1995); Bruder (1996); Corsten (1994); Koller & Kokemohr (1994); Koller (1993); Sill (1995) - wird hier gelegentlich auch vom »Repräsentationsproblem« gesprochen. Damit ist der erkenntnistheoretische Status, die »Referenz«, dessen angesprochen, was in autobiographischen Erzählungen dargestellt wird. Für eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Krise des realistischen Modells sozialwissenschaftlicher Repräsentation vgl. Berg & Fuchs (1995).

**4** Hans-Ulrich Treichel (1995) hat auf zahlreiche Beispiele solcher rhetorisch-narrativer Figuren in der Literatur des 20. Jahrhunderts aufmerksam gemacht. Die Vorstellung des materiellen Fixierens und des unveränderten Aufbewahrens von Erfahrungsgehalten reicht allerdings weiter in die Geschichte der Gedächtnismetaphorik zurück. Wie Weinrich (1964) gezeigt hat, verweisen die beiden wichtigsten Typen der in der westlichen Geistesgeschichte gebräuchlichen Modelle oder Metaphern von memoria auf das Magazin oder den Lagerraum und auf die Wachstafel. Modelle des Lagerraums sind dem Pol des Gedächtnisses zuzuordnen, während Modelle vom Typ der Wachstafel sich um den Pol der Erinnerung gruppieren. Zusammengenommen reflektieren sie die Reihe der Bilder, die in und für die ars memoria als ein Sammlung von Techniken des Behaltens und Bewahrens von Wissen Verwendung fanden (vgl. auch Assmann 1991).

**5** In diesem Sinne versteht die soziolinguistische und soziologische Erzählforschung autobiographisches Erzählen als eine Variante der Alltagskommunikation, die in entsprechend vielfältigen



Formen und Kontexten auftritt wie Alltagskommunikation selbst.

**6** Ich stütze mich u.a. auf das Textmaterial, das einem unter der Leitung meiner Kollegin Barbara Juen und mir an der Universität Innsbruck durchgeführten Forschungsprojekt »Die Erfahrung der Fremde« zugrunde liegt. Gegenstand unserer Untersuchungen sind autobiographische Interviews mit »Nicht-Einheimischen« in Tirol: Einwanderer, Flüchtlinge, Gastarbeiter, auswärtige Studierende, Eingeherratete u.a.m.

#### Literatur

**ALBRIGHT, DANIEL** (1995): Literary and psychological models of the self. In: U. Neisser & R. Fivush (eds.). *The Remembering Self: Construction and Accuracy in the Self-Narrative*, 19-40. Cambridge: Cambridge University Press

**APPELSMEYER, HEIDE** (1995): Zur Beziehung zwischen Ereignissen und ihrer erzählerischen Darstellung: Das Repräsentationsproblem in der Biographieforschung. *Handlung, Kultur, Interpretation* 6, 119-130

**ASSMANN, ALEIDA** (1991): Zur Metaphorik der Erinnerung. In: A. Assmann & D. Harth (eds.). *Mnemosyne: Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, 13-35. Frankfurt/M: Fischer

**BAMBERG, MICHAEL** (1999): Identität in Erzählung und im Erzählen. (In diesem Heft)

**BARTLETT, FREDERIC C.** (1932): *Remembering*. Cambridge: Cambridge University Press

**BERG, EBERHARD & FUCHS, MARTIN** (Hg.) (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M: Suhrkamp

**BOOTHE, BRIGITTE** (1994): *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

**BROCKMEIER, JENS** (1988): Was bedeutet dem Subjekt die Welt? Fragen einer psychologischen Semantik. In: N. Kruse & M. Ramme (Hg.). *Hamburger Ringvorlesung Kritische Psychologie: Wissenschaftskritik, Kategorien, Anwendungsgebiete*, 141-184. Hamburg: Ergebnisse-Verlag

**BROCKMEIER, JENS** (1992): »Reines Denken«. Zur Kritik der teleologischen Denkform. Amsterdam & Philadelphia: Gruner

**BROCKMEIER, JENS** (1997 a): *Autobiography, narrative and the Freudian conception of life history*.

*Philosophy, Psychiatry, & Psychology* 4, 175-200  
**BROCKMEIER, JENS** (1997 b): »All existing clothes are always too tight«: Bakhtin's conception of dialogism as a psychological model. *The Polish Quarterly of Developmental Psychology (Special Issue: Dialogical Models for the Explanation of Developmental Processes)* 3, 145-155

**BROCKMEIER, JENS** (1998): *Autobiographical time: Between the modern and the postmodern experience*. Paper presented at the Twenty-Third Colloquium on Modern Literature and Film »Representing Identities: Biography and Autobiography«. West Virginia University (Oktober)

**BROCKMEIER, JENS** (1999): *Between life and story: Possibilities and limits of the psychological study of life narratives*. In: B. Duarte et al. (eds.). *Challenges to Theoretical Psychology*. New York: Captus Press (im Druck)

**BROCKMEIER, JENS & HARRÉ, ROM** (1997): *Narrative: Problems and promises of an alternative paradigm*. *Research on Language and Social Interaction* 30, 263-283

**BRUDER, KLAUS-JÜRGEN** (1996): *Die Erfindung der Biographie im therapeutischen Gespräch. Konstruktivistische Grundlagen der Individualpsychologischen Theorie*. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 21, 313-324

**BRUNER, JEROME S.** (1990): *Acts of Meaning*. Cambridge, MA & London: Harvard University Press

**BRUNER, JEROME S.** (1993): *The Autobiographical Process*. In: R. Folkenflik (ed.). *The Culture of Autobiography*, 38-56. Stanford, CA.: Stanford University Press

**BRUNER, JEROME S.** (1999): *Self-Making and World-Making: Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden*. (In diesem Heft)

**BRUNER, JEROME S. & WEISSER, SUSAN** (1991): *The Invention of Self: Autobiography and its Forms*. In: D. R. Olson & N. Torrance (eds.). *Literacy and Orality*, 129-148. Cambridge: Cambridge University Press

**CONWAY, MARTIN A., GATHERCOLE, SUSAN E. & CORNOLDI, CESARE** (eds.) (1998): *Theories of Memory*. Hove Psychology

**CORSTEN, MICHAEL** (1994): *Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität*. *Bios - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 7, 185-205

- DE BRUYN, GÜNTER (1995): Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt a. M.: Fischer
- DE BRUYN, GÜNTER (1996): 40 Jahre. Frankfurt a. M.: Fischer
- ECO, UMBERTO (1995): Sechs Spaziergänge in fantastischen Wäldern. München: Hanser (Ital. und engl. 1994)
- FELDMAN, CAROL F. (1994): Genres as mental models. In: M. Ammaniti & D. N. Stern (eds). *Psychoanalysis and Development: Representations and Narratives*, 111-121. New York: New York University Press
- FIVUSH, R. (1995): Constructing narrative, emotion, and self in parent-child conversations about the past. In: U. Neisser & R. Fivush (eds.). *The Remembering Self*, 136-157. Cambridge: Cambridge University Press
- FOLKENFLIK, ROBERT (ed.): *The Culture of Autobiography*. Stanford, CA.: Stanford University Press
- FREEMAN, MARK (1994): *Rewriting the Self: History, Memory, Narrative*. London: Routledge
- HAHN, ALOIS & KAPP, VOLKER (Hg.) (1987): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt/M: Suhrkamp
- HARRÉ, ROM (1993): *Social Being: A Theory for Social Psychology*. 2nd ed. Oxford: Blackwell
- HARRÉ, ROM & VAN LANGENHOVE, LUK (1993): Positioning and autobiography: Telling your life. In: Coupland & J. Nussbaum (eds.). *Discourse and Lifespan Identity*, 81-99. Newbury Park & London: Sage
- HOLZKAMP, KLAUS (1973): *Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*. Frankfurt/M: Athenäum
- JUEN, BARBARA (1999): Rezension von Mark Freeman. *Rewriting the Self: History, Memory, Narrative*. (In diesem Heft)
- KOLLER, HANS-CHRISTOPH & KOKEMOHR, RAINER (Hg.) (1994): *Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse*. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- KOLLER, HANS-CHRISTOPH (1993). *Biographie als rhetorisches Konstrukt*. *Bios - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 6, 33-45
- KOSELLECK, REINHARD (1995): *Glühende Lava, zur Erinnerung geronnen*. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (6. Mai, Nr. 105). Wochenendbeilage
- KOTRE, JOHN (1996): *Weißer Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt*. München: Hanser
- KRAUS, WOLFGANG (1996): *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus
- LEJEUNES, PHILIPPE (1994): *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (franz. 1975)
- NEISSER, ULRIC & FIVUSH, ROBYN (eds.) (1994): *The Remembering Self: Construction and Accuracy in the Self-Narrative*. Cambridge: Cambridge University Press
- NELSON, KATHRINE (1993): *The psychological and social origins of autobiographical memory*. *Psychological Science* 8, 1-8
- NELSON, KATHRINE (ed.) (1989 a): *Narratives from the Crib*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Olney, James (1998): *Memory and Narrative: The Weave of Life-Writing*. Chicago: University of Chicago Press
- POLKINGHORNE, DONALD E. (1988): *Narrative Knowing and the Human Sciences*. Albany, NY: SUNY Press
- RUBIN, DAVID (ed.) (1995): *Reconstructing our Past: An Overview on Autobiographical Memory*. Cambridge University Press
- SARTRE, JEAN-PAUL (1965): *Die Wörter*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (franz. 1964)
- SCHMITT, RUDOLF (1995/96): *Metaphernanalyse und die Repräsentation biographischer Konstrukte*. *Journal für Psychologie* 4 (4/95 u. 1/96), 47-61
- SCHULLER, MARIANNE (1994): *Zur Wahrheit der Dichtung des narrativen Interviews*. *Literaturwissenschaftliche Stichworte zu Felix*. In: Hans-Christoph Koller & Rainer Kokemohr (Hg.). *Lebensgeschichte als Text*, 79-89. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- SILL, OLIVER (1995): »Über den Zaun geblickt«. *Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung*. *Bios - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 8, 72-8
- STRAUB, JÜRGEN (Hg.) (1998): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt/M: Suhrkamp
- STRAUB, JÜRGEN & SICHLER, RALPH (1989): *Metaphorische Sprechweisen als Modi der interpretativen Repräsentation biographischer Erfahrungen*. In: Alheit, Peter & Hornig, Erika M. (Hg.). *Bio-*

graphisches Wissen. Frankfurt am Main: Campus  
**TAYLOR, CHARLES (1994):** Quellen des Selbst. Eine  
 Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt/M:  
 Suhrkamp (engl. 1989)

**TREICHEL, HANS-ULRICH (1995):** Auslöschungsver-  
 fahren. Exemplarische Untersuchungen zur Litera-  
 tur und Poetik der Moderne. Fink: München

**TSCHUGGNALL, KAROLINE (1996):** Bearing witness:  
 Moral positioning in family discourse. In J. Brock-

meier (ed.), *Narrative Realities: Perspectives on the  
 Self*. Proceedings of a Conference, 56-60. Interna-  
 tionales Forschungszentrum Kulturwissenschaften,  
 IFK, Wien

**TSCHUGGNALL, KAROLINE (1999):** Erzählte und geleb-  
 te Geschichten: Narrative Dimensionen eines bio-  
 graphischen Interviews. (In diesem Heft)

**WEINRICH, HARALD (1964):** Typen der Gedächtnis-  
 metaphorik. *Archiv für Begriffsgeschichte*, 23-26